

Henry Thode und die moderne Kunst

Autor(en): **Bloesch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **5 (1918)**

Heft 12

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-7225>

Nutzungsbedingungen

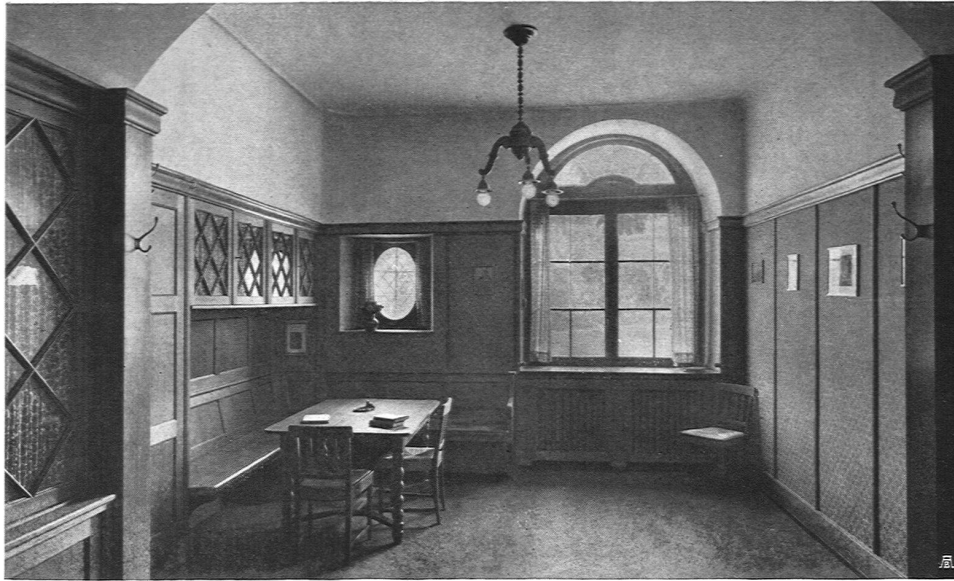
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Rotackerschulhaus in Liestal

Lehrerzimmer der Sekundarschule

HENRY THODE UND DIE MODERNE KUNST

Dem Kunstprofessor Geheimrat Thode in Heidelberg haben wir manchen wertvollen und feinsinnigen Beitrag zur Erkenntnis künstlerischen Schaffens zu danken — wo er die Schätze des Schönen aus den Kohlengruben der Museen zutage fördert. Sein Verhältnis zum lebendigen Schaffen war stets ein einseitiges, von Vorurteilen der verwandtschaftlichen Umgebung (Wagner-Chamberlain usw.) diktiert, deutschümelndes. Diese Einseitigkeit, die er ja mit vielen Kunstprofessoren teilt, könnte uns weiter nicht berühren, und vor allem soll sie uns nicht hindern, das Gute, was seine Bücher enthalten, anzuerkennen; wenn er aber als berühmte Autorität beauftragt wird, einem weitesten Publikum eine Einführung in „Das Wesen der deutschen bildenden Kunst“ zu vermitteln¹⁾, und er dies aus demselben einseitigen und befangenen Gesichtswinkel heraus unternimmt, dann

haben wir die Pflicht, gegen seine Auffassung Stellung zu nehmen. Die Sammlung, in der das Bändchen erschienen ist, bildet einen beliebten, und mit vollem Recht beliebten, geistigen Brunnen, aus dem vorab die gebildete Jugend ihr Wissen und reiche Erkenntnis schöpft. Ihre Billigkeit und zuverlässige Brauchbarkeit tragen sie in die weitesten Kreise und sie formt so das Urteil breiter Volksschichten. Damit kommt dem Büchlein von Thode eine ganz andere Bedeutung zu als einem Werke, das sich an die Fachgelehrten wendet, und was man dort lächelnd in Kauf nehmen würde, das empfinden wir hier, wo es als autoritäres Verdikt der modernen Kunstbestrebungen in populäre Form gebracht wird, als eine direkte Gefahr. Eine um so größere, als auch das vorliegende Büchlein durchsetzt ist von feinsinnigen Beobachtungen, von bestechenden Erörterungen und eindrucklichen Folgerungen, und da auch hier Thode alle Mittel seiner geistvollen Ausdrucksweise zur Anwendung bringt.

¹⁾ H. Thode. Das Wesen der deutschen bildenden Kunst. In der Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“, Nr. 585, B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1918.



Paul Kammüller, Basel
 Illustration zu W. Keller, Die schönsten altitalienischen Novellen. Orell Füßli, Zürich

Über seine Absichten läßt der Verfasser keinen Zweifel aufkommen, und das wollen wir ihm gutschreiben. Daß die Erscheinungen der Kriegspsychose seiner Überzeugung recht zu geben schienen, erfüllt ihn mit Genugtuung. Das deutsche Volk schien umzukehren von den Wegen, die es in die Irre geführt, d. h. man verleumdete die Vertreter einer modernen Kunst

als Vaterlandsverräter, man schätzte die malerischen Qualitäten lediglich nach der Gesinnung ein. Leider wollte auch hierin die Woge völkischer Begeisterung nicht durch alle die Jahre hindurch anhalten, „trotzdem und ungeachtet freudiger, auf Läuterung verkommener Verhältnisse gerichteter Bestrebungen vieler, wagt bereits wieder das Undeutsche mit seinem alt-



Ernst Linck, Bern: Die apokalyptischen Reiter. Aus: „O mein Heimatland“, Kalender, G. Grunau, Bern

bewährten Blendwerk die kaum erwachte bessere Erkenntnis zu verwirren und mit mächtigen äußern Mitteln seinen Einfluß, der die Entwicklung alles Echten und Gesunden hindert, zur Herrschaft zu bringen. Durfte man noch vor zwei Jahren von einer allgemeinen Selbstbesinnung das Heil erhoffen, so müssen wir heute die befremdliche und widrige Erfahrung machen, daß von neuem den Vertretern deutscher Kunst durch freche Herausforderung, wie sie in der unentwegten Rechtfertigung

und Verherrlichung nicht nur des Gesuchten und Seelenlosen, sondern selbst des Abstrusen und Widernatürlichen sich kundgibt, der Kampf aufgezwungen wird. Und zwar ein Kampf, in dem die Gegner einer schlichten und wahrhaften Kunst mit nicht minderem Eifer, wie unsre Feinde im Weltkriege, sich der Phrasen: Freiheit, Kultur und Fortschritt und der ihnen reichlich zur Verfügung stehenden ‚goldenen Kugeln‘ bedienen“. Eine derartige Denunziation aller modernen Bestrebun-



Ignaz Epper: Der heilige Antonius

Aus: „O mein Heimatland“, Kalender, G. Grunau, Bern

gen läßt sich nur aus dem Kriegsprofessorenmilieu erklären, und Thode befindet sich, wenn auch nicht in guter, so doch in zahlreicher Gesellschaft, die sich die Aufgabe gestellt zu haben schien, den Bankerott der wissenschaftlichen Hoflieferanten allem Volke kundzutun. Und da wundert sich Thode noch, daß die Kunst „sich gleichgültig doch selbst gegen die untrüglichen Ergebnisse der kunsthistorischen Forschung“ verhielt.

Thode erblickt das Wesen deutscher

Kunst in einer rastlosen Bemühung um die Natur, in „einem gewissenhaftesten und liebevollsten Studium der Gestalt und Farbe aller ihrer Erscheinungen, das auch eine sorgsame feinfühligte Technik zu Ehren bringt“. „Und dringlicher denn je erschallt der mahnende Ruf dieses Gebotes angesichts der frech alle ästhetische Bildung verhöhrenden, tief unter den Geschmack selbst der rohesten Wilden herabsinkenden neuesten Hervorbringungen des Pinsels, der grauenhaften Dokumente

eines chaotischen Unterganges der Kunst, die man — ein unerhörtes Schauspiel in der gesamten Geschichte der Kunst — nicht nur die Stirn hat, in Ausstellungen einem gänzlich außer Fassung gesetzten wehrlosen Publikum darzubieten, sondern selbst für öffentliche Sammlungen anzukaufen und in Zeitungen und Kunstzeitschriften ungestraft als ‚Wunder kosmischer Offenbarungen‘ zu verherrlichen.“

Zwischen diesen temperamentvollen Kampfansagen an alles Neue am Anfang und am Schluß seiner Ausführungen sagt Thode in seinem Büchlein viel Feines und Beherrzigenswertes, wenn man sich stets bewußt ist, daß wir von einem rückschauenden Kunstforscher uns das Wesen deutscher Kunst in der Vergangenheit analysieren lassen. Solange er in früheren Jahrhunderten weilt, vertrauen wir uns mit Freude seiner Führung an und fühlen fast ein Bedauern, wenn er alle paar Schritte durch einen gehässigen Ausfall auf alles junge Leben unser Mißtrauen auch gegen seine Leichenschau wachruft.

Das einzige, was Thode in der lebenden

Kunst anerkennt, ist Hans Thoma und dessen nächste Umgebung. In Thoma sieht er alle Erfüllung deutschen Wesens, ihn stellt er überall auf die Spitze der Pyramide, die er aus dem gesamten Schaffen früherer Jahrhunderte aufbaut, im religiösen Bild und in der Phantasiedichtung; im Sittenbild, Porträt und Landschaftsbild. Wenn wir ihm in der Wertschätzung Thomas gerne folgen, so müssen wir es doch als eine Ungerechtigkeit empfinden, an diesem einen Maßstab gemessen, alles andere als minderwertig beiseitegeschoben zu sehen. Wenn dies Thoma selbst tun würde, so müßten wir ihm als einem Schaffenden das Recht dazu als zu einer gewissen Notwehr gegen fremde Einflüsse zugestehen, wenn aber ein unproduktiver Ästhete solcher Engherzigkeit sich schuldig macht, so ist dies nicht nur ein Armutszeugnis, sondern eine Gefahr für alle, die sich seiner Führung anvertrauen, und derer werden Tausende sein, dafür sorgt die beliebte Sammlung, der Thode seine Einführung in das Wesen der deutschen bildenden Kunst einverleibt hat. Bloesch.



Ernst Linck: Heilige Cäcilie
Aus: „O mein Heimatland“,
Kalender, G. Grunau, Bern